

Performanzen von polizeilicher Verletzlichkeit

Szenariotrainning für lebensbedrohliche Einsatzlagen

Police Performances of Vulnerability Scenario Training for Life-Threatening-Situations

León von der Burg, Johannes Ebenau

Abstract

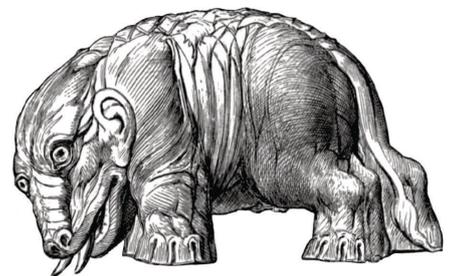
This article takes the question of police performances of violence to the policing of life-threatening situations. In the face of events of urban terrorism in Europe in recent years, German police have introduced a nationwide police directive that aims to prepare patrol officers for sensing and instantly fighting emerging threats. The new directive introduces a flexible and scalable operational framework as well as new training curricula that include scenario exercises in order to prepare officers for the policing of uncertain and dangerous events. The concept of performativity helps to understand how scenario exercises affect the bodies of officers and allows us to capture the processes that form and shape them. Performing vulnerability aims to create physical experiences that help patrol officers as bodily reminders for engaging in life-threatening situations. Ultimately, the new police directive materialises in the officers' bodies and thus becomes part of the daily patrol routine. However, it remains unclear how these materialisations manifest in everyday policing, as they differ widely from the usual patrol practices.

León von der Burg is a junior researcher at the Institute for Criminological Research, University of Hamburg. He is research associate in the project "Situational Awareness: Sensing Security in the City". His doctoral thesis is on "Governing through stories: researching a security paradigm in the German police force". His main research interests are policing and urban governance, security policy, scenario technology, imagination and uncertainty. **E-Mail: leon.alexander.burg@uni-hamburg.de**

Johannes Ebenau is a junior researcher at the Institute for Criminological Research, University of Hamburg. He is research associate in the project "Situational Awareness: Sensing Security in the City" and currently works on his PhD on people affected by right-wing violence and their strategies of dealing with and fighting against it. His research areas are right-wing extremism and fascism, critical security studies, affect and narrativity. **E-Mail: johannes.ebenau@uni-hamburg.de**

Keywords, dt.: Szenario, Polizeitraining, Affekt, Körper, Verletzlichkeit, Performativität, Performanz

Keywords, engl.: Scenario, Police Training, Affect, Body, Vulnerability, Performativity, Performance



Einleitung

In Reaktion auf die terroristischen Anschläge von Paris, Brüssel, Nizza und Berlin (2015/16) wurde auf der deutschen Innenministerkonferenz im November 2016 eine bundesweite Direktive zur Bearbeitung von sogenannten lebensbedrohlichen Einsatzlagen (lebEL) beschlossen (Konferenz der Innenminister und -senatoren der Länder 2016). Durch die stärkere Einbindung von Polizeibeamt*innen in die Gefahrenbekämpfung soll der Interventionszeitpunkt der Polizeien vorverlagert werden. Da die Bekämpfung von besonders schwerer Gewalt mit einem erhöhten Eigenrisiko einhergeht, sind Polizist*innen im Einsatz dazu angehalten, ihr Handeln gerade auch dann an der eigenen Verletzlichkeit auszurichten, wenn sie kämpferisch, robust und gewaltvoll vorgehen sollen. Die Aufgabe der lebEL-Direktive ist es, diese potentiell gegenläufigen Aspekte für ein sowohl besonnenes und zurückhaltendes wie auch entschlossenes Polizieren realitätstauglich aufeinander abzustimmen. Die Bereitschaft zu körperlicher Härte und Gewaltausübung soll nicht unverbunden neben der Wahrnehmung der eigenen Verletzlichkeit stehen. Stattdessen spielt die Verletzlichkeit sogar eine zentrale Rolle für die Ausübung von Gewalt, indem sie anzeigt, wie und wann diese stattzufinden hat.

Um Erstinterventionskräfte mit diesem Vorgehen vertraut zu machen, werden in neu aufgelegten Fort- und Ausbildungen gefährliche Einsatzsituationen geübt. In den für lebEL konzipierten Trainings sollen Polizist*innen an die damit einhergehende eigene Verletzlichkeit herangeführt werden. Szenarien fungieren dabei als ein hocheffektives Werkzeug: Mit ihnen lässt sich Verletzlichkeit *qua* praktischer Auseinandersetzung körperlich erfahrbar und erlebbar machen (Samimian-Darash 2016). Deshalb zeitigen sie auch „reale Effekte“ (Kretschmann 2023, 14). Indem sie die Körper der Trainierenden affizieren und neu hervorbringen (Mühlhoff 2018, 324), wirken sie über die Übungen hinaus auf den Alltag des Streifendienstes ein.

Der Fokus unserer Untersuchung gilt deshalb der Frage, wie Polizist*innen in Szenarioübungen für ihre eigene Verletzlichkeit sensibilisiert werden und wie sie körperlich erfahrbar gemacht werden soll. Polizist*innen, so unsere These, werden in Szenarien nicht nur mit ihrer eigenen Verletzlichkeit konfrontiert, sondern sie üben den Umgang mit ihr sowie ihre Wahrnehmung und Bewältigung ein. Bisher haben nur wenige Studien die praktische Durchführung von Szenarien empirisch untersucht (Samimian-Darash 2022a, 394). Mit der ethnografischen Erforschung von Polizeitrainings und Szenarioübungen sowie Interviews mit Polizeitrainer*innen, Streifenbeamten*innen und für die Planung und Umsetzung verantwortlichen Entscheidungsträger*innen tragen wir zur empirischen Erforschung dieser relativen Leerstelle bei. Während bisherige Forschung polizeiliche Gewaltausübung vor allem mit männlich-dominierte Organisationskultur verknüpft und hinsichtlich ihrer Verbindungen zu militärischen Logiken untersucht (Behr 2008; 2017; Kurtz/Upton 2018), zeigte sich in unserer Empirie, dass Verletzlichkeit eine besondere Rolle dabei einnimmt, wie Polizist*innen lernen Gewalt anzuwenden. Um diese Rolle zu analysieren, geben wir zunächst einen Einblick in die lebEL-Direktive als Reaktion auf künftige Bedrohungen, die in ihrer genauen Form nicht antizipierbar sind, deren Gewaltpotential jedoch als hoch eingestuft wird. Wir zeigen die Wirkmächtigkeit von Szenarien auf, die an bestehende Materialität anknüpfen, diese verändern und sich auf

Wir danken Christine Hentschel und Susanne Krasmann für ihre hilfreichen Kommentare zu einer früheren Fassung dieses Artikels. Unser Dank gilt auch unseren Gesprächspartner*innen bei der deutschen Polizei für ihre Offenheit, uns Einblicke in ihr Berufsleben und ihre Erfahrungen zu gewähren.

die Körper der Übenenden auswirken. So machen wir konkrete Verletzlichkeitsperformanzen im Training polizeilicher Gewaltanwendung sichtbar und stellen abschließend Überlegungen an, wie sich dieses spezifische Verhältnis zu Verletzlichkeit über das Training hinaus im streifendienstlichen Alltag fortschreibt. Hierfür analysieren wir dezidiert die Programmatik und Praxis der Trainings und beschreiben, wie diese wirken sollen, ohne jedoch die Effekte auf tatsächliche Einsätze zu evaluieren.

Die lebEL-Direktive zwischen Nichtwissen und Gewaltpotentialität

Ein zentraler Ausgangspunkt der lebEL-Direktive ist die sicherheitsparadigmatische Annahme, dass Sicherheitsbehörden hereinbrechende Bedrohungen nicht immer absehen können. An lebEL ist daher vor allem neu, dass es sich aus Sicht der Polizei um unspezifische Einsatzlagen handelt,^[1] weshalb sich die Direktive durch eine gewisse Flexibilität und Offenheit auszeichnet. Polizeiliche Großeinsätze in Fällen schwerer bewaffneter Kriminalität beginnen oft mit einer sogenannten ‚Chaosphase‘. In dieser Phase reagieren Polizeibehörden auf diffuse Lageinformationen, die es erschweren, genau nachzuvollziehen, was wo passiert ist und mit welchen Bedrohungen sich die Behörden konfrontiert sehen. Um Polizist*innen trotzdem ein Konzept zur Lagebearbeitung an die Hand zu geben, wurde die lebEL-Direktive ins Leben gerufen. Der darin vorgegebene Handlungsrahmen soll flexibel genug sein, um auch bei unüberblickbaren Lagen ein sofortiges, strukturierendes Einschreiten zu ermöglichen. Die lebEL-Direktive soll also alle Eventualitäten lebensbedrohlicher Einsatzsituationen fassen, ohne sich zu starren Polizeidienstvorschriften zu verschreiben, die konkrete Handlungsabläufe an konkrete Lagen knüpfen. Polizist*innen müssen auf alles gefasst sein, sollen immer mit dem Schlimmsten rechnen und benötigen dafür ein robustes, aber skalierbares Einsatzkonzept, so die Annahmen der Verantwortlichen (Polizeiliche Führungskraft A; Polizeitrainer*in A).^[2] Konkret bedeutet das, dass Polizist*innen in die Lage versetzt werden sollen, selbst schwer bewaffnete Täter*innen zu bekämpfen und zugleich auch Situationen zu erkennen, in denen Gewaltanwendung nicht notwendig oder sogar fehl am Platz ist. Dies zwingt Polizist*innen im Einsatz dazu, situativ zu entscheiden und zu handeln (Krasmann/Hentschel 2019, 189), was die Vorbereitung aufgrund verschiedener denkbarer Szenarien verkompliziert.

Ein zweiter Ausgangspunkt der lebEL-Direktive ist die Potentialität schwerer Gewalt einiger Einsatzsituationen, die im Stande ist, große Schäden und viele Opfer zu verursachen. Deutsche Polizeien sehen sich laut Äußerungen von Polizist*innen mit einer „neue[n], stärkere[n] Dimension“ von Gewalt und „aggressiven, eher militärischen Akt[en]“ konfrontiert (Polizeiliche Führungskraft A), die Menschen und Infrastruktur vor allem im urbanen Raum bedrohen. Seit dem Amoklauf im Erfurter Gutenberg-Gymnasium 2002 wird von Streifenpolizist*innen erwartet, dass sie unter hohem Eigenrisiko Täter*innen bekämpfen, anstatt lediglich auf das Eintreffen von polizeilichen Spezialeinheiten zu warten (Polizeiliche Führungskraft A; Polizeiliche Führungskraft B). Die Polizeibehörden wollen mithilfe der Direktive ihren Erstinterventionszeitpunkt in lebensbedrohlichen Situationen

[1] Unter LebEL werden all jene Einsatzlagen gefasst, die sowohl für Einsatzkräfte als auch für Zivilpersonen potentiell tödlich enden können.

[2] Die Erhebung der Daten erfolgte zwischen 2020 und 2023 im Rahmen des DFG-geförderten Forschungsprojektes „Situational Awareness: Sensing Security in the City“ in Form von teilnehmenden Beobachtungen von Anti-Terrorübungen und -trainings der deutschen Polizei sowie Interviews mit Polizeibeamt*innen. Insgesamt haben wir mehr als 20 Trainingsbeobachtungen und mehr als 30 Interviews durchgeführt. Um die Identität unserer Interviewpartner*innen zu wahren, haben wir sie wie folgt anonymisiert: Streifenbeamt*in, Polizeitrainer*in, Private*r Sicherheitstrainer*in und polizeiliche Führungskraft. Unter die Kategorie „polizeiliche Führungskraft“ fallen Polizeibeamt*innen, die in einer Führungsposition in der Landes- oder Bundespolizei tätig sind (z.B. Polizeipräsident*in, stellvertretende*r Polizeipräsident*in, polizeiliche*r Einsatzleiter*in etc.).

vorverlagern. Damit reagieren sie auf die Wahrnehmung einer gesellschaftlichen Erwartungshaltung und einen damit verbundenen Rechtfertigungsdruck. Konkret sei es bei Amok- und Terrorereignissen schwer nach außen zu vermitteln, warum bewaffnete Streifenbeamt*innen nur raumordnend und abwartend reagieren, anstatt selbst die Initiative zu ergreifen und Täter*innen in Ausübung des staatlich verliehenen Gewaltmonopols zu bekämpfen (Polizeiliche Führungskraft B; Polizeiliche Führungskraft C). Ein wesentliches Ziel der lebEL-Direktive ist es daher, Streifenbeamt*innen noch stärker in die Gefahrenbekämpfung einzubeziehen. Das bedeutet vor allem, Täter*innen unter Anwendung von Gewalt vom Töten abzuhalten, sie in ihrem Bewegungsradius einzuschränken und räumlich zu binden. Die Beamt*innen sehen sich deshalb „mittendrin“ in der Bekämpfung von bewaffneter Kriminalität (Streifenbeamt*in A) und mit Situationen „höchste[r] Lebensgefahr“ konfrontiert (Polizeiliche Führungskraft D).

Um Streifenpolizist*innen auf lebEL vorzubereiten, sollen in neu erarbeiteten Weiterbildungen Grundzüge des kämpferischen einsatztaktischen Vorgehens von Spezialeinheiten vermittelt werden. Die Teilnahme ist für jede*n Streifenpolizist*in verpflichtend. Zudem finden in regelmäßigen Abständen sogenannte ‚Refresher‘ statt, um das Gelernte aufzufrischen. Auf den ersten Blick geht es darum, Streifenpolizist*innen beizubringen, wie sie robust und gewaltvoll gegen bewaffnete Täter*innen vorgehen sollen. Sie üben mit schweren Waffen zu schießen und sich unter Beschuss taktisch im Raum fortzubewegen. Aufgrund der stärkeren Einbindung des Streifendienstes geht die Direktive mit einer Veränderung von Einsatzabläufen, Informationswegen und Hierarchien einher, die in zusätzlich zu den weiterbildenden Trainings stattfindenden, größer angelegten Übungen einstudiert werden sollen. Hier geht weniger um die Weiterbildung einzelner Polizist*innen, sondern eher um die Analyse von Schwachstellen im organisationalen Zusammenwirken von verschiedenen polizeilichen Akteur*innen.

Polizeiforscher*innen haben insbesondere herausgearbeitet, wie Polizeikultur im Allgemeinen und vereinzelt auch militärische und polizeiliche Trainings mit bestimmten Erzählungen und Imaginationen von körperlicher Härte, Männlichkeit und Kriegertum einhergehen und diese teilweise reproduzieren (z.B. Behr 2008; 2017; Cockburn 2013; Kurtz/Upton 2018; Staack/Erhard 2022). Bisher gibt es kaum wissenschaftliche Auseinandersetzungen zur Rolle der Verletzlichkeit bei der Polizei. Bei den wenigen Veröffentlichungen zu diesem Thema, liegt das Hauptaugenmerk auf dem Polizieren von vulnerablen Personen(gruppen) (Asquith/Bartkowiak-Théron 2021, 3ff.). Darüber hinaus wurde die Verletzlichkeit von Polizist*innen als neues Anliegen von Polizeibehörden identifiziert (ebd., 165). Das konnten wir auch in der praktischen Durchführung der lebEL-Trainings beobachten, in denen ein Bewusstsein für die eigene Verletzlichkeit als wesentliche Voraussetzung für bewaffnete Kämpfe vermittelt wird. Da die lebEL-Direktive geheim und als Verschlussache eingestuft ist, stützen sich unsere Beobachtungen vor allem auf die ethnografische Erforschung dieser Trainings. Die nachfolgende ausschnittsweise Erörterung dieser Feldforschung zeigt, dass Polizist*innen nicht nur körperliche Härte demonstrieren, sondern vor allem auch für die eigene Verletzlichkeit und die Gefährlichkeit von lebEL sensibilisiert werden sollen. In der Etablierung der Direktive in die polizeiliche Praxis, hier in Form von weiterbildenden Trainings, zeigt sich deshalb auch die implizite

Anerkennung einer ontologischen Verletzlichkeit als verbindende soziale Realität allen Lebens, wie sie durch Judith Butler (2005, 43) formuliert wurde. Während Butler diese Feststellung jedoch zum Anlass nimmt, um eine gewaltfreie Ethik zu entwickeln, werden in lebEL die Verletzlichkeit von Bürger*innen und Infrastruktur sowie die Verletzlichkeit der Polizist*innen selbst zu maßgebenden Faktoren der polizeilichen Gewaltanwendung.

Szenarien, ihre Performativität und die Hervorbringung körperlicher Materialität

Einen wesentlichen Teil der Aus- und Weiterbildung von Streifenbeamten*innen für die Bearbeitung von lebEL bilden szenariobasierte Trainings. Szenarien sollen wirken, indem sie die Vorstellungskraft von Übungsteilnehmer*innen anregen. Durch das „Injizieren“ von Einsatzinformationen entlang eines Skriptes, wie Funksprüchen oder Notrufen (Anderson/Adey 2011, 1104), sollen Übende in die aktive Bearbeitung von lebensbedrohlichen Einsatzlagen versetzt werden. Das Ziel ist es, das „Unwahrscheinliche vorstellbar [zu] machen“ (Bröckling 2012, 104), statt Risiken anhand von vergangenheitsbezogenen Wahrscheinlichkeitsberechnungen zu ermitteln und zu managen. Dies gilt auch für polizeiliche Übungen (Kretschmann 2023, 297ff.). Szenarien lassen sich dementsprechend als eine Technologie fassen, die über die Prognose auf der Grundlage von vergangenen Ereignissen hinausgeht (Samimian-Darash 2016). Sie sind „imaginative Verfahren eines Denkens des Udenkbaren“ (Horn 2014, 301). Mit anderen Worten, Szenarien bewegen sich in Bereichen des Unbekannten, in denen alternative Verläufe gedacht (Horn 2014) und verschiedene Varianten eines Geschehens erschlossen werden können (Anderson 2010). Bei Szenariotrainings geht es deshalb wesentlich darum, Wissen über künftige Gefährdungen zu erzeugen, „um so auf den Schrecken eines Angriffs [...] reagieren zu können“ (von der Burg/Krasmann 2023, 14).

Um angesichts der Unvorhersehbarkeit der Zukunft „offen und flexibel zu bleiben“ (Samimian-Darash 2022b, 2), sollen Bedrohungen in Szenariotrainings nicht nur imaginiert, sondern auch erfahren und der Umgang mit ihnen geübt werden (Kretschmann 2023, 323). Die von uns erforschten Szenarien begannen stets mit einem kurzen mündlichen Briefing, das aus einem simulierten Funkspruch oder Notruf bestand, anhand dessen die Trainierenden ihr weiteres Vorgehen ausrichten sollen. Da Szenarien darauf ausgelegt sind, Unbekanntes zu erkunden, verfolgen sie weder einen strikten Plan, noch sind alle Details ihrer Durchführung im Vorherein genauestens bekannt (Samimian-Darash 2022b). Sie entfalten ihre besondere Wirkung erst in der praktischen Auseinandersetzung mit radikal ungewissen Zukünften und ihren nicht-antizipierbaren Bedrohungen. Sie wirken, indem sie Polizist*innen körperlich bewegen, Gefühle mobilisieren, bzw. sie „affizieren“ (Massumi 1989), wodurch sie Strategien und Taktiken in die Körper von Polizist*innen einschreiben. Szenarien bilden nicht nur eine bestimmte imaginierte Zukunft ab oder spielen sie nach (Kretschmann 2023), sie sind performativ: Indem die trainierenden Polizist*innen auf Grundlage der mündlich artikulierten Imaginationen handeln, stellen sie eigene Realitäten her (Samimian-Darash 2016, 371f.), durch die sie für die Zukunft lernen (Samimian-Darash 2022a).

Das Beispiel des Trainings mit polizeilichen Einsatzmitteln veranschaulicht die Körperlichkeit bzw. Materialität von Szenarien, die sich etwa im Tragen der Schutzkleidung und im Aushalten der damit verbundenen körperlichen Anstrengungen manifestiert: Im Zuge der Einführung der lebEL-Direktive kam es bei den deutschen Polizeien zur Anschaffung von neuen Einsatzmitteln. Innerhalb weniger Monate nach den Terroranschlägen in Paris und Brüssel 2015 wurden die ersten sogenannten „Antiterrorpakete“, spezielle Gesetzespakete in verschiedenen deutschen Bundesländern wie Sachsen, Berlin, und Bayern verabschiedet (Bayerische Staatsregierung 2016; Sächsisches Staatsministerium des Innern 2017; Senat von Berlin 2017). Teil dieser Pakete war die Anschaffung neuer Ausrüstung (insbesondere neuer Schutzausrüstung und neuer Waffen) sowie medizinischen Equipments. Der neue Körperschutz besteht in der Regel aus einem ballistischen Helm und einem ebensolchen langen und schweren Plattenträger. Letzterer schützt nicht nur den Oberkörper, sondern auch alle lebenswichtigen Organe. Aufgrund seiner Länge und seines hohen Gewichtes (je nach Modell ca. 10kg) bietet der Plattenträger nicht nur Schutz vor Schusswaffen, sondern er schränkt die Polizist*innen auch in ihrer Bewegungsfreiheit ein. Insbesondere bei Einsätzen, die mehrere Stunden andauern, kann das Zusatzgewicht durch die Schutzausrüstung zu einer Belastung werden, mit der nicht alle Streifenbeamt*innen umgehen können. Polizeitrainer*innen zählen daher das Trainieren des sicheren und problemlosen Umgangs mit den zur Verfügung stehenden Einsatzmitteln zu den zu trainierenden „basics“ der lebEL-Aus- und Weiterbildung (von der Burg/Ebenau 2023, 8ff). Polizist*innen sollen durch basale Handlungen wie beispielsweise das Anlegen einer Schutzweste oder das Nachladen der Waffe nicht abgelenkt werden, weshalb es wichtig sei, mit der Ausrüstung zu trainieren, die Polizeibeamt*innen auch im Einsatz tragen (Polizeitrainer*in A). Das würde dabei helfen, nicht lange nachdenken zu müssen, sondern entsprechend schnell handeln zu können, weil das Handling der Ausrüstung bereits im Training „verinnerlicht“ werde (Polizeitrainer*in B) und in „Fleisch und Blut“ von Polizeibeamt*innen übergehe (Private*r Sicherheitstrainer*in A). Polizist*innen sollen das Handling der Ausrüstung körperlich begreifen, um sie im Einsatz intuitiv anwenden zu können (vgl. von der Burg/Ebenau 2023, 8f.).

Dieses Begreifen lässt sich mit Judith Butler als Konsequenz einer wiederholten Abfolge von Handlungen fassen. Butler (1988; 1993) entwickelt das ursprünglich von John L. Austin (1979) erarbeitete Konzept der Performativität weiter, indem sie es nicht nur auf Sprechakte, sondern auch auf körperlich vollzogene (und konzeptualisierte) Handlungen anwendet (Fischer-Lichte 2021, 48). In ihren Essays über die performative Konstitution von Gender und biologischem Geschlecht („sex“) beschreibt Butler Körper als „continual and incessant *materializing* of possibilities“ (1988, 521). Damit zeigt sie, dass vergeschlechtlichte Identitäten keineswegs an eine faktische und unabänderliche Materialität von Körpern gebunden sind, sondern im Gegenteil körperliche Materialität durch eine Abfolge sich wiederholender Handlungen stets neu hergestellt beziehungsweise performt wird. Je nach Handlung werden dabei unterschiedliche Möglichkeiten der Materialisierung von Körpern realisiert. Butler legt den Fokus in der Betrachtung der Subjektkonstitution somit auf das *Verkörpern*, verstanden als die (kontinuierliche) „Hervorbringung einer *körperlichen Materialität*“ (Mühlhoff 2018,

324ff.), die dabei stets in einem diskursiven und materiellen Rahmen stattfindet. Das bedeutet bei Butler, dass Subjekte beispielsweise in interpellativen Akten der Geschlechtsbestimmung kurz nach der Geburt diskursiv dem männlichen oder weiblichen Geschlecht zugeordnet werden und dass dieses Geschlecht, beeinflusst durch Diskurse und andere Körper, in der Folge performt und reproduziert wird (1993, 7f.).

Neben dem Konzept der Performativität sind die Begriffe der Performance und der Performanz als Teile desselben Theoriefelds zu sehen. Obwohl die Konzepte nicht auf einen einheitlichen sozialtheoretischen Kern zurückzuführen sind, werden sie immer wieder unterschiedlich miteinander verknüpft. Klaus Hempfer zufolge sei es aufgrund der unterschiedlichen Ursprünge wichtig, zwischen den drei Begriffen zu unterscheiden (ebd., 13-15, 26). So stammt der Performanz-Begriff aus einer dichotomischen, linguistischen Unterscheidung von Performanz und Kompetenz einzelner Sprechakte durch Noam Chomsky (1969). Hiernach besitzt jede sprachliche Äußerung eine spezifische Performanz, also eine eigene Art und Weise der Aufführung in konkreten Situationen. Die konkrete Aufführung wiederum lässt sich mit Butler als Performance bezeichnen (1988, 526). Poststrukturalistische Ansätze greifen die Unterscheidung auf und setzen die Begriffe zueinander ins Verhältnis. Demzufolge ist die Performativität eine „Kraft oder Intensität“ (Dell 2012, 104), die das handelnde Subjekt durch das wiederholende Aufführen von Handlungen (Performance) erst hervorbringt. Die je spezifische Art und Weise einer Performance lässt sich demnach als Performanz bezeichnen.

Dieses Verständnis übertragen wir auf die praktische Durchführung von Szenarioübungen, welche durch ihre Performativität wirken. Das heißt, sie sind insofern performativ, als dass sie in und durch die Performance von Handlungen (z.B. Handling von Einsatzmitteln) Verkörperungen in Gang bringen. Während das Skript imaginativ und interpellativ anleitet, unter welchen Umständen der ballistische Schutz zu tragen sei, schreiben sich die Imaginationen und die darin enthaltenen Konventionen und Normen[3] durch das wiederholte Tragen der Schutzausrüstung in Szenarioübungen in die Körper der Übenden ein. Zugleich affiziert sie die Körper der Polizist*innen und bereitet sie auf die physische Belastung des Tragens in Einsätzen vor. Durch wiederholte, praktische Ausführung von Handlungen zielen Szenarien auf eine Verkörperung des Skriptes ab. Mit Mühlhoff gesprochen, wirken sie auf eine „Materialisierung von Normen im [...] Körpersein“ (2018, 325) hin. Es geht nicht nur um die Inszenierung oder Darstellung bestimmter Rollen und Kostüme, sondern um die Verkörperung notwendiger Voraussetzungen für zukünftiges Sicherheitshandeln und eine Beeinflussung des Vorgehens von Streifenpolizist*innen. In der Durchführung der lebEL-Szenarien ließen sich Performanzen hinsichtlich körperlicher Verletzlichkeit beobachten.

Performanzen der verletzlichen Körper in Szenarien lebensbedrohlicher Einsatzlagen

Im Folgenden zeichnen wir nach, wie Polizist*innen für die eigene Verletzlichkeit als wesentliche Voraussetzung für bewaffnete Kämpfe sensibili-

[3] Beispielsweise geht es darum, unter welchen Umständen das Anlegen der lebEL-Schutzausrüstung erforderlich ist, wann die Waffe gezogen werden darf und soll, wann schwerere Waffen wie Maschinenpistolen oder Sturmgewehre zum Einsatz kommen.

siert werden sollen. Den Polizist*innen wird ihre Vulnerabilität in unterschiedlich gestalteten Szenarioübungen praktisch vermittelt.

„Helm auf“: der Helm als Träger von Verletzlichkeit

Die von uns beobachteten Übungen begannen stets mit der laut gerufenen Aufforderung: „Helm auf. Trainingsbeginn.“ durch den*die Polizeitrainer*in. Diese Aufforderung markiert für die Polizist*innen allerdings nicht nur den Beginn der Übung, sondern gleichzeitig auch eine Veränderung im laufenden Einsatzgeschehen. In Einsatzsituationen suggeriert das Aufsetzen des Helmes den Polizist*innen den Anfang einer neuen, ernstesten Einsatzphase, in der mit Gefahren und Gewalt zu rechnen sei (Behr 2012). Die Praxis des Helmaufsetzens verknüpft diese neue Phase und das Aufkommen von Bedrohungen mit einem bestimmten körperlichen Erleben, wie beispielsweise einer Einschränkung des Sichtfelds, einer verminderten auditiven Wahrnehmung, erschwerter Kommunikation, aber auch dem spürbaren zusätzlichen Schutz. Aufgrund dieser Einsatzerfahrungen erzeugt schon das Aufsetzen des Helmes im Training bei den Polizeibeamt*innen Stress, wie Trainer*innen uns berichteten. Die Polizist*innen fangen beim Aufsetzen des Helmes an zu schwitzen und ihre Gesichter verfärben sich rot. Außerdem berichten die Trainierenden von Adrenalinschüben und einer erhöhten Herzfrequenz. Dieser Stress macht sie „hibbelig“, soll sie aber gleichzeitig auf die bevorstehende schwere Gewalt (wie z.B. bei Terroranschlägen) vorbereiten (Polizeitrainer*in C). Das Aufsetzen des Helmes ist demnach mehr als nur ein Ritual, das den Trainingsbeginn markiert. Es affiziert die Trainierenden, versetzt ihre Körper in Alarmbereitschaft und leitet somit zugleich die eigene Anwendung von Gewalt in gefährlichen Einsatzsituationen ein. Die Helme bieten zwar einen gewissen Schutz, erinnern die Polizist*innen aber auch an vergangene Einsatzerfahrungen, in denen sie selbst oder ihre Kolleg*innen verletzt wurden. Das Tragen des Helmes verweist die Polizist*innen auf die Gefährlichkeit des Einsatzgeschehens und die Potentialität verletzt zu werden, so dass laut Trainer*in bei manchen „schon zu viel“ Stress herrscht, um sich auf die Trainingsziele zu konzentrieren (Polizeitrainer*in C). Das Skript als diskursive Voraussetzung des Szenarios materialisiert sich im Körpersein der trainierenden Polizist*innen insofern, als dass das Aufsetzen des Helmes und die damit verbundenen körperlichen Reaktionen zur Realität werden und ein Gefühl von Gefährlichkeit erzeugen, das sich etwa an zu starken Stressreaktionen erkennen lässt. Das Tragen des Helmes oder anderer Einsatzrüstung erfüllt daher im Szenariotraining nicht nur den instrumentellen Zweck, sich mit der neuen Ausrüstung vertraut zu machen.[4] Es hilft auch dabei, in das Szenario einzutauchen, indem es das Training möglichst nah an die Einsatzrealität gefährlicher polizeilicher Lagen bindet, die Polizist*innen so affiziert und die körperliche Materialisierung des Skriptes in Gang bringt. Hieran zeigt sich ferner, dass Szenarien an eine bestehende Materialität der Körper anknüpfen und diese überformen.

„Denkt an euere Familien!“: Schmerzen als Verweis auf die eigene Verletzlichkeit

Ein zweiter Hinweis auf die materielle Performativität von Szenarien liegt im Einsatz von FX-Munition. Die speziell für das Training entwickelte Farb-

[4] Der ballistische Helm geht, wie auch schon der ballistische Plattenträger, mit einem veränderten Tragegefühl einher. Er hat einen erhöhten ballistischen Schutz, ist schwerer und beeinflusst die auditive sowie die visuelle Wahrnehmung tendenziell stärker als vorherige Modelle.

munition kann nicht nur mit der eigenen Dienstwaffe verschossen werden, sondern kommt dem Einsatz von echter bzw. scharfer Munition auch sonst sehr nahe. Bei Schussabgabe verursacht die Munition einen Rückstoß, Schussrückstände (Schmauchpartikel) lagern sich auf den Händen des Schützen*der Schützin ab und es liegt ein fürs Abfeuern von Schusswaffen typisch schweflicher-Geruch in der Luft. Neben diesen Faktoren, die für eine zusätzliche Immersion in das Szenario sorgen sollen, besteht die spürbarste Wirkung von FX-Munition im Verursachen von Schmerzen. Die Munition soll nicht nur visuell darstellen, an welchen Körperstellen Polizist*innen getroffen wurden, sondern auch spürbar sein, um einen Lerneffekt zu erzeugen. Damit Fehler im Einsatzgeschehen nicht wiederholt werden, sollen sie, wie ein*e Polizeitrainer*in im Interview sagte, in Form von Schmerzen und Blutergüssen „verinnerlicht“ werden (Polizeitrainer*in B). Hierbei geht es nicht um eine körperliche Abhärtung gegenüber Schmerzen. Im Gegenteil soll, wie die Interviews deutlich machen, ihr körperliches Erleben die Lehre nach sich ziehen, dass Polizist*innen in lebEL „die Deckung [...] immer einhalten“ müssen (Polizeitrainer*in B). Erfahrungen von Trainer*innen haben gezeigt, dass das Üben mit Farbmarkierungsmunition, die lediglich anzeigt, ob und wo Trainierende getroffen wurden, dazu führt, dass die Trainierenden ihre Deckungsarbeit vernachlässigen, „weil sie wissen“, dass ihnen „nichts [passiert]“ (Polizeitrainer*in C).

Das körperliche Erleben von Schmerzen in Trainings soll die Polizeibeamt*innen also an ihre Verletzlichkeit erinnern, indem sie ihnen vor Augen führen, dass ein Fehler (wie beispielsweise das zu schnelle Heraustreten aus einer Deckung in lebEL) potenziell tödlich enden kann. Die Trainings rufen somit Erfahrungen von Gewalt auf, die Polizist*innen in ihren Einsätzen mitunter begegnet ist und potenziell noch begegnen wird. Unterstrichen wird das durch die Anrufungen in Vor- und Nachbereitung der Trainings, die auf die Mobilisierung von Gefühlen der Trainierenden setzen: Trainer*innen wiesen wiederholt darauf hin, dass die Trainierenden an ihre Familien denken sollen, dass es am wichtigsten sei, dass sie „da heile wieder rauskommen“ und das niemandem geholfen sei, wenn sie im Einsatz sterben. Vulnerabilität soll hier nicht nur abstrakt gelehrt, sondern performt werden. Das Zufügen von Schmerzen mithilfe des Einsatzes von FX-Munition fungiert als Werkzeug, das die Gefahr in lebEL in einem sicheren Trainingsumfeld erlebbar macht. Mittels gezielter Affizierung soll die Gefahr in dosierter Form an die Trainierenden weitergegeben und gesteuert werden.

„Kein Blut, keine Wunden“: ein Protokoll für die Verletzlichkeit

Der Umgang mit der Verletzlichkeit lässt sich zudem daran ablesen, wie Polizist*innen üben, schwere Wunden wahrzunehmen, einzuordnen und zu versorgen. Die lebEL-Direktive orientiert sich an den Grundsätzen der Tactical Combat Casualty Care (TCCC), die bisher insbesondere beim Militär und bei polizeilichen Spezialeinheiten erarbeitet und erprobt wurden (Neitzel/Ladehoff, 2015, 9). Hiermit verbunden ist auch die Anschaffung neuer medizinischer Einsatzmittel für den Streifendienst, wie zum Beispiel sogenannte Tourniquets, die zum Abbinden von stark blutenden Wunden (z.B. Schuss-, Schnitt- und Sprengstoffverletzungen) benutzt werden. Spätestens seit den terroristischen Anschlägen der Jahre 2015/16 in europäischen Großstädten

schaffen immer mehr Polizeien entsprechende Versorgungsmittel an und schulen ihr Personal in deren Anwendung. In den von uns beobachteten Schulungen lag der Fokus vor allem auf der taktischen Notfallversorgung von stark verwundeten Personen. Konkret wurde das Anlegen von Tourniquets und Druckverbänden („Israeli-bandage“) an verschiedenen Stellen des Körpers geübt, sowie der Abtransport von Verletzten und das Einrichten von Verletzensammelstellen. Da es in lebEL nicht-polizeilichen Rettungskräften nicht erlaubt ist, in bestimmte Einsatzbereiche vorzudringen,[5] ist es die Aufgabe von Polizist*innen, die Notversorgung von Verletzten im unmittelbaren Gefahrenbereich zu gewährleisten. Streifenpolizist*innen müssen in lebEL zweierlei Aufträge gleichzeitig verfolgen: Einerseits gilt es, Täter*innen zu bekämpfen und das von ihnen ausgehende Gefahrenpotential einzuschränken. Andererseits müssen verletzte Personen erstversorgt werden. Hierbei kann es sich um die eigenen Kolleg*innen oder Zivilist*innen handeln. Im Zweifel müssen sich die Polizist*innen aber auch selbst medizinisch versorgen können.

Da es unter Adrenalineinfluss in stressigen Einsatzsituationen dazu kommen kann, dass Polizeibeamt*innen Schmerzen infolge von schweren Verletzungen nicht wahrnehmen, studieren Polizist*innen im lebEL-Training eine Art Protokoll ein, das sie auch im Einsatz befolgen sollen. Dieses sieht vor, dass sie nach jedem Schusswechsel überprüfen, ob ihr Körper blutende Wunden aufweist. Hierfür reicht es nicht aus, dass sich Polizist*innen auf ihr Schmerzempfinden verlassen oder am eigenen Körper herunterschauen, um nach Verletzungen zu suchen. Stattdessen sollen sich die Streifenbeamt*innen gegenseitig abtasten und ihre Hände zwischendurch auf hellen Oberflächen abstreichen. Im Einsatz soll dadurch gegebenenfalls austretendes Blut und somit eine unbemerkte Verletzung sichtbar gemacht werden. Zudem ist vorgeschrieben, dass sich die abtastenden Partner*innen durch den Merkspruch „kein Blut, keine Wunden“ hörbar gegenseitig versichern, wenn keine Verletzung vorliegt. Das eigene Schmerzempfinden soll demzufolge in Einsatzsituationen durch haptisches Abtasten sowie visuelle[6] und auditive Veranschaulichung des Ergebnisses ergänzt werden. Das Einstudieren dieser Handlungen in Szenariotrainings veranschaulicht, wie die Verletzlichkeit der Körper der trainierenden Polizist*innen performt und zu einem Ausgangspunkt der Trainings gemacht wird.

lebEL im alltäglichen Streifendienst: ein Fazit

Szenarien wirken, indem sie Realitäten hervorbringen. Diese Realitäten materialisieren sich unter anderem in den Körpern der Übenden, die ihrerseits zu Träger*innen der im Szenario enthaltenen Imaginationen und Normen werden. Streifenbeamt*innen lernen nicht nur theoretisch, wie und unter welchen Umständen sie den flexiblen lebEL-Einsatzrahmen anwenden sollen, sondern sie werden auch praktisch mit der Körperlichkeit derartiger Einsatzlagen konfrontiert. Wesentlich ist es für lebEL-Szenarien, die Verletzlichkeit zu vermitteln und mit dem Ausüben von Gewalt zu verbinden. Die Körper der Übenden werden der Gewalt ausgesetzt und in Alarmbereitschaft versetzt: Sie verspüren Stress und Schmerzen, arbeiten wiederholt mit Einsatzmitteln, die der Gewaltausübung dienen oder Verletzungen eindämmen und führen wieder und wieder strukturierende Handlungsprotokolle

[5] Die Einteilung des Einsatzraums unterliegt der Polizei. Der Einsatzraum sieht eine schematische Einteilung in eine rote, gelbe und grüne Zone vor. Die unterschiedlichen Farben stehen für die verschiedenen Gefährdungsgrade, die mit einem Aufenthalt in diesen Bereichen assoziiert werden. Die rote und gelbe Zone darf nur von Polizist*innen betreten werden, da in diesen davon ausgegangen wird, dass sie der direkten Einwirkung von Täter*innen unterliegen. Da der grüne Bereich als gesichert gilt, können hier Rettungskräfte in Abstimmung mit der Polizeiführung ohne besondere Sicherungsmaßnahmen agieren.

[6] Manche Bereitschaftspolizeieinheiten, wie z.B. die dritte Beweissicherungs- und Festnahmeeinheit der Bundesbereitschaftspolizei (BFE+), haben die Einsatzanzüge nach dem Vorbild von SEK-Einheiten farblich angepasst. Um Blutungen schneller sichtbar zu machen, tragen sie hellgraue statt dunkle Einsatzanzüge.

aus, die über Leben und Tod entscheiden können. Über die so hervorgebrachte körperliche Materialität der Streifenbeamt*innen schreiben sich die Realitäten der Szenarien im streifendienstlichen Alltag gewissermaßen fort. Trainer*innen wiesen immer wieder darauf hin, dass die Übungsinhalte nicht nur für lebensbedrohliche Ausnahmesituationen hilfreich sein können, sondern auch im streifendienstlichen Alltag Anwendung finden sollen. In Interviews wurde hier vor allem die „Handlungssicherheit“ im Umgang mit den Einsatzmitteln und eine „Sensibilierung“ für das Erkennen und die Abwehr von „Echtbedrohungslagen“ genannt (Polizeiliche Führungskraft B). Darüber hinaus stellt sich jedoch die Frage, inwiefern eine Normalisierung der lebEL-Trainingsinhalte auch dazu führen könnte, dass Streifenbeamt*innen misstrauischer oder sogar kämpferischer auftreten. So erzählte uns ein*e Trainer*in, dass die Vermittlung der lebEL-„Basics“ auch nahelege, dass Polizist*innen, die beispielsweise aufgrund einer Lärmstörung eine Wohnung betreten, dies in dem „Mindset“ tun sollen, als wäre dort ein*e Täter*in vor Ort, um „immer auf der sicheren Seite“ zu sein (Polizeitrainer*in B).

Nichtsdestotrotz hatten nach den beobachteten lebEL-Weiterbildungen sowohl Trainer*innen als auch Streifenbeamt*innen Zweifel an der Nachhaltigkeit der Vermittlung von Trainingsinhalten. Ein Hauptgrund dafür wurde in der Diskrepanz zwischen dem streifendienstlichen Alltag und den aufgerufenen Szenarien in den lebEL-Übungen gesehen, in die Streifenpolizist*innen, wenn überhaupt, nur sehr selten geraten. Viele Streifenbeamt*innen geben in ihrer Dienstzeit keinen einzigen Schuss mit der Waffe ab und erfahren auch keine schwere Gewalt. Sie nehmen überwiegend Verkehrsunfälle auf oder sehen sich mit weniger gefährlichen Straftaten und Ordnungswidrigkeiten konfrontiert. Das intensive Trainieren von kampfaktischen Manövern, Schusswechseln und dem Verarzten von schweren Wunden stellt daher eher einen Bruch mit dem Alltag von Streifenbeamt*innen dar. Die Vielzahl einzelner Handlungen und ihre Performanzen, die Subjekte als Körper konstituieren, stehen nicht isoliert voneinander, sondern bilden eine „Verweiskette vieler Akte“ (Mühlhoff 2018, 323), die ihrerseits Konventionen und Normen des Handelns dynamisch bestätigen, aber auch durchbrechen können. Die lebEL-Trainingsinhalte brechen eher mit der konventionellen Praxis des Streifendienstes. Zwar lernen die Polizist*innen in der Grundausbildung sowie in verpflichtenden Schießtrainings den grundsätzlichen Umgang mit Schusswaffen und wie sie bewaffneten Täter*innen begegnen sollen, allerdings verfestigen sie dieses Wissen im Alltag kaum.

Die Analyse der Performanzen von Szenarioübungen zeigt, wie Körper im Polizeitraining geformt werden. In den lebEL-Übungen geht es nicht ausschließlich darum, die körperliche Härte oder das Kriegerische ins Zentrum des Polizierens zu rücken. Eher lässt sich erkennen, dass diese in der lebEL-Direktive angelegten körperlichen Ideale in den Übungen an die Verletzlichkeit geknüpft werden. Wie und wann Gewalt angewendet werden soll, steht hier unter dem Vorzeichen der Verletzlichkeit. Die Übenden werden praktisch mit ihrer eigenen Verletzlichkeit konfrontiert, sollen diese verinnerlichen und somit zum Gegenstand ihres Handelns machen. In lebEL soll in den richtigen Momenten umsichtig, besonnen und zurückhaltend gehandelt werden. Verletzlichkeit und robustes, kriegerisches Handeln stellen also keine Gegensätze dar. Kriegerische Härte basiert vielmehr darauf, sich Gefahren auszusetzen und die

daraus resultierende Verletzlichkeit miteinzubeziehen und vor allem praktisch einzustudieren. Wie sich dieses Herausarbeiten und Vergegenwärtigen der eigenen Verletzlichkeit in Szenarioübungen bei der Wahrnehmung und Anwendung von Gewalt im Einsatz manifestiert, bleibt dabei offen.

Literatur

- Anderson, B. (2010) Preemption, Precaution, Preparedness: Anticipatory Action and Future Geographies. In: *Progress in Human Geography* 34(6): 777-798.
- Anderson, B.; Adey, P. (2011) Affect and Security: Exercising Emergency in 'UK Civil Contingencies'. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 29(6): 1092-1109.
- Asquith, N.; Bartkowiak-Théron, I. (2021) *Policing Practices and Vulnerable People*. Cham: Palgrave Macmillan.
- Austin, J. (1979) [1962] *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart: Reclam.
- Bayerische Staatsregierung (2016) *Kabinettsklausur in St. Quirin / Kabinett beschließt neues Sicherheitskonzept für Bayern*. www.bayern.de/kabinettsklausur-in-st-quirin-kabinett-beschliesst-neues-sicherheitskonzept-fuer-bayern/ (19/06/2023).
- Behr, R. (2008) *Cop Culture – Der Alltag des Gewaltmonopols: Männlichkeit, Handlungsmuster und Kultur in der Polizei*. Wiesbaden: Springer VS.
- Behr, R. (2012) Polizisten brauchen Liebe, Harmonie und Ordnung. In: *Der Standard*. <https://www.derstandard.at/story/1343745036158/polizisten-brauchen-liebe-harmonie-und-ordnung> (19/06/2023).
- Behr, R. (2017) Maskulinität in der Polizei: Was Cop Culture mit Männlichkeit zu tun hat. Ein Essay. In: *zeitschrift für kritik | recht | gesellschaft* (4): 541-551.
- Butler, J. (1988) Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory. In: *Theatre Journal* 40(4): 519-531.
- Butler, J. (1993) *Bodies that matter. On the discursive limits of sex*. London; New York: Routledge.
- Butler, J. (2005) [2004] *Gefährdetes Leben: Politische Essays*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bröckling, U. (2012) Dispositive der Vorbeugung: Gefahrenabwehr, Resilienz, Precaution. In: Daase, C.; Offermann, P.; Rauer, V. (eds.) *Sicherheitskultur. Soziale und politische Praktiken der Gefahrenabwehr*. Frankfurt a. M.; New York: Campus.
- Chomsky, N. (1969) [1965] *Aspekte der Syntax-Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Cockburn, C. (2013) War and security, women and gender: an overview of the issues. In: *Gender & Development* 21(3): 433-452.
- Dell, C. (2012) *Die improvisierende Organisation. Management nach dem Ende der Planbarkeit*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Fischer-Lichte, E. (2021) *Performativität. Eine kulturwissenschaftliche Einführung*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Hempfer, K. (2011) Performance, Performanz, Performativität. Einige Unterscheidungen zur Ausdifferenzierung eines Theoriefeldes. In: Hempfer, K.; Volbers, J. (eds.) *Theorien des Performativen. Sprache - Wissen - Praxis. Eine kritische Bestandsaufnahme*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Horn, E. (2014) *Zukunft als Katastrophe*. Frankfurt a. M.: S. Fischer.

- Konferenz der Innenminister und -senatoren der Länder (2016) *Sammlung der zur Veröffentlichung freigegebenen Beschlüsse der 205. Sitzung der Ständigen Konferenz der Innenminister und -senatoren der Länder am 29./30. November 2016 in Saarbrücken*. https://www.innenministerkonferenz.de/IMK/DE/termine/to-beschluesse/2016-11-29_30/beschluesse.pdf?jsessionid=81583D33D611E244936AD9F9FEC51384.1_cid374?__blob=publicationFile&v=3 (23/06/2023).
- Krasmann, S.; Hentschel, C. (2019) 'Situational awareness': Rethinking security in times of urban terrorism. In: *Security Dialogue* 50(2): 181-197.
- Kretschmann, A. (2023) *Simulative Souveränität: Eine Soziologie politischer Ordnungsbildung*. Konstanz: Konstanz University Press.
- Kurtz, D.; Upton, L. (2018) The Gender in Stories: How War Stories and Police Narratives Shape Masculine Police Culture. In: *Women & Criminal Justice* 28(4): 282-300.
- Massumi, B. (1989) Notes on the Translation and Acknowledgements. In: Deleuze, G.; Guattari, F. (eds.) *A Thousand Plateaus*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Mühlhoff, R. (2018) *Immersive Macht. Affekttheorie nach Foucault und Spinoza*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Neitzel, C.; Ladehoff, K. (2015) *Taktische Medizin. Notfallmedizin und Einsatzmedizin*. Berlin; Heidelberg: Springer.
- Samimian-Darash, L. (2016) Practicing Uncertainty: Scenario-Based Preparedness Exercises in Israel. In: *Cultural Anthropology* 31(3): 359-386.
- Samimian-Darash, L. (2022a) Governing the future through scenaristic and simulative modalities of imagination. In: *Anthropological Theory* 22(4): 393-416.
- Samimian-Darash, L. (2022b) *Uncertainty by Design. Preparing for the Future with Scenario Technology*. Ithaca: Cornell University Press.
- Sächsisches Staatsministerium des Innern (2017) *Innenminister Ulbig übergibt gepanzerte Fahrzeuge an die Polizei*. Sächsische Staatskanzlei (ed.) www.medien-service.sachsen.de/medien/news/208406 (23/06/2023).
- Senat von Berlin (2017) *Berliner Präventions- und Sicherheitspaket*. <https://www.berlin.de/sen/inneres/presse/weitere-informationen/artikel.568765.php> (16/06/2023).
- Staack, M.; Erhard, F. (2022) Polizei. In: Gugutzer, R.; Klein, G.; Meuser, M. (eds) *Handbuch Körpersoziologie 2*. Wiesbaden: Springer VS.
- von der Burg, L.; Ebenau, J. (2023) „We have a situation“ von gefährlichen Einsatzlagen und ihren Problemlösern (Manuskript zur Publikation eingereicht).
- von der Burg, L.; Krasmann, S. (2023) *Naming the City: On the governing forces of narratives in the formation of security dispositifs* (Manuskript zur Publikation eingereicht).